

Hermeneutik

Benedikt XVI. äußerte sich grundsätzlich zur Deutung des Konzils

Das vierzigjährige Jubiläum des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils am 8. Dezember 1965 stand nicht im Zeichen heftiger Kontroversen über die bleibende Bedeutung der Konzilsdokumente oder über den Weg der katholischen Kirche seit dem Konzil. Es gab zahlreiche Tagungen, die dem Rückblick auf das Zweite Vatikanum und seinen Impulsen gewidmet waren sowie entsprechende Veröffentlichungen. Aber das Interesse der kirchlichen Öffentlichkeit am Konzilsjubiläum hielt sich insgesamt in Grenzen – kein Wunder am Ende des ungewöhnlich ereignisreichen Jahres 2005.

Johannes Paul II. hatte zwanzig Jahre nach dem Konzil eine außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode einberufen. Sie tagte vom 24. November bis 8. Dezember 1985 und erarbeitete ein Schlussdokument, das einerseits die großen Weichenstellungen des Zweiten Vatikanums bekräftigte, andererseits Probleme bei der Konzilsrezeption wie neue Herausforderungen für die Kirche namhaft machte.

Benedikt XVI. ließ jetzt zunächst das Jubiläumsdatum des 8. Dezembers 2005 verstreichen, ohne sich programmatisch zum Konzil und seinem heutigen Stellenwert für die Kirche zu äußern. Das holte er dann allerdings beim traditionellen Weihnachtsempfang für die Kurie am 22. Dezember des letzten Jahres nach. Seine Ansprache bei diesem Anlass bot keine tour d'horizon mit vielen Einzelpunkten, wie es bei Johannes Paul II. regelmäßig der Fall gewesen war, sondern konzentrierte sich auf den Weltjugendtag in Köln, die Vollversammlung der Bischofssynode zum Thema Eucharistie – und eben das vierzigjährige Konzilsjubiläum.

Zehn Jahre nach dem Abschluss des Zweiten Vatikanums ließ der damalige Regensburger Dogmatikprofessor *Joseph Ratzinger* einen Aufsatz zur Rezeption des Konzils in die These münden: „Die Aufgabe lautet daher nicht: Aufhebung des Konzils, sondern Entdeckung des wirklichen Konzils und Vertiefung seines wahren Wollens im Angesicht des jetzt Erfahrenen“ (*Theologische Prinzipienlehre. Bausteine zur Fundamentaltheologie*, München 1982, 409).

Zentrale Formulierungen Benedikts XVI. in der Weihnachtsansprache an die Kurie lesen sich wie ein Wiederanknüpfen an das seinerzeit von ihm als Theologe Geäußerte. Der Papst kritisiert einen Umgang mit dem Konzil, den er als „Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruchs“ bezeichnet. Sie laufe Gefahr, einen Bruch zwischen vorkonziliarer und nachkonziliarer Kirche zu statuieren, berufe sich auf einen „Geist“ des Konzils unter Abwertung von dessen Dokumenten. Man betrachte diese als Kompromisstexte, die viel nutzloses Altes mit sich herumschleppten, während man sich doch an den in ihnen verborgenen Neuansätzen orientieren und auf ihrer Grundlage nach vorne gehen müsse.

Dem stellt der jetzige Papst und frühere Konzilsberater eine „Hermeneutik der Reform“ gegenüber, für die er sich auf die Eröffnungsansprache Johannes' XXIII. und die Schlussansprache Pauls VI. beruft. Sie setze auf eine Erneuerung in der Kontinuität des einzigartigen Subjekts Kirche, „das der Herr uns gegeben hat. Es ist ein Subjekt, das in der Zeit wächst und sich entwickelt, indem es dennoch immer dasselbe, einzige Subjekt des pilgernden Gottesvolkes bleibt“.

In diesen Rahmen passt die Deutung des Verhältnisses von Kirche und Moderne, die Benedikt XVI. vor der Kurie vortrug: Mit ihren zunächst scharfen Verurteilungen gegenüber Errungenschaften der modernen Welt habe die Kirche auf einen radikalen Liberalismus und eine mit universalem Erklärungsanspruch

auf tretende Wissenschaft reagiert. Inzwischen hätten beide Seiten aber dazu gelernt und sich schrittweise füreinander geöffnet.

Der laikale Staat sei sich seiner unerlässlichen Bindung an Werte bewusst geworden, die keine Religionsfeindlichkeit zulässt, die Wissenschaft habe ihre methodischen Grenzen erkannt und damit die Türen zu Gott neu geöffnet. Die Kirche wiederum, so der Papst, habe mit der Bejahung der Religionsfreiheit im Zweiten Vatikanischen Konzil den Anschluss an ihren tiefsten Wurzelgrund wieder gefunden. Benedikt XVI. erinnerte in diesem Zusammenhang an die Märtyrer des frühen Christentums, die den Kaiserkult abgelehnt hätten und auch für die Gewissensfreiheit und die Freiheit zum Bekenntnis des eigenen Glaubens gestorben seien.

„Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit seiner neuen Konzeption des Verhältnisses der Kirche zu bestimmten wesentlichen Elementen des modernen Denkens einige geschichtliche Entscheidungen revidiert oder sogar korrigiert; aber in dieser augenscheinlichen Diskontinuität hat es gleichzeitig das innerste Wesen und die wahre Identität der Kirche bewahrt und vertieft“ – so die zentrale These der Papstansprache vom 22. Dezember 2005, die zweifellos zu den wichtigsten im bisherigen Pontifikat Benedikts XVI. gehört.

Vierzig Jahre nach dem Ende des Konzils ist die kirchlich-theologische Szene allerdings kaum mehr von dem strikten Gegensatz zwischen „Hermeneutik der Diskontinuität“ und „Hermeneutik der Reform“ geprägt, den der Papst als Grundproblem der Konzilsinterpretation und -rezeption benennt. Niemand wird heute im Ernst behaupten wollen, es gebe nur Diskontinuität zwischen der Kirche vor und nach dem Konzil und nicht auch eine grundlegende Kontinuität, oder man könne sich unter Missachtung der Konzilsdokumente einfach auf einen „Geist“ des Konzils berufen. Aber auch Stimmen, die eine Abkehr von den Neuansätzen des Zweiten Vati-

kanums etwa hinsichtlich der Ökumene, des Dialogs mit den nichtchristlichen Religionen oder der Religionsfreiheit fordern, sind nur vereinzelt zu vernehmen.

Damit ist die Frage noch nicht beantwortet, was eine weithin konsensfähige „Hermeneutik der Reform“ im Umgang mit dem Konzil heute und im vor uns liegenden Abschnitt der Christentums- und Kirchengeschichte im Einzelnen beinhaltet: für die Gestaltung der Liturgie wie für die Ämter und Dienste in der Kirche, für den Umgang mit den Quellen des Glaubens wie für die religiöse und ethische Positionierung der Kirche in der Gegenwartsgesellschaft. Patentrezepte sind allerdings auf keinem dieser Felder verfügbar. *U. R.*